

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herald.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 2. August 1917

Die Kette.

Erzählung von Hermann Wagner.

Es ist acht Uhr morgens. Er schläft noch, wie es überhaupt seine Gewohnheit ist, früh lange zu schlafen, während er die Nächte, oft bis in den Morgen hinein, dazu benützt, zu lesen. Sie rüttelt ihn an der Schulter.

„Steh auf,“ sagt sie. „Sie ist schlechter Laune und verdirbt das nicht. Sie hat das lange Liegenbleiben. Sie geht schon um neun zu Bett und erhebt sich früh um sechs. So hat man sie erzogen.“

„Wie spät ist es?“ fragt er. „Halb neun.“

Er schließt nochmals die Augen. „Na, wird's endlich,“ drängt sie und sieht ihn böse an. „Kein Mensch schläft um diese Stunde. Natürlich — daran, daß Du arbeiten mußt, denkst Du nicht.“

Er streckt die Arme, gähnt und hebt verdrossen auf.

„Gleich, gleich,“ sagt er. „Sie wirkt noch einen Blick auf ihn und geht dann. Die Lüre fällt unfaßlich zu. Das gibt einen häßlichen Ton.“

Während er sich zum Frühstück hinsetzt, geht sie im Zimmer umher, wischt den Staub auf, puht die Möbel, schiebt die Stühle von einem Platz auf den anderen. Es wird dadurch unruhig und ungemütlich im Zimmer. Ein Mädchen zu halten, verbietet ihnen ihre Verhältnisse.

Eigentlich hat er keinen Appetit. Zögernd gießt er sich den Kaffee ein. Das Brötchen, das sie ihm hingelegt hat, zerbröckelt er mißmütig.

„Brrr...“ er schüttelt sich, „der Kaffee ist miserabel.“

Sie unterbricht ihre Arbeit und sieht auf. Ihre Lippen zucken.

„So,“ sagt sie, „mir hat er sehr gut geschmeckt.“

„Er ist nicht frisch, Ueberzeuge Dich, er ist ganz lau.“

„Natürlich,“ sagt sie, „wenn man um zehn Uhr aufsteht.“

„Ich habe Dir schon hundertmal erklärt, daß ich frischen Kaffee verlange!“

Sie stellt sich vor ihn hin, ist atemlos und stemmt die Arme gegen die Hüften.

„Und das Geld? Fragst Du danach, woher ich das Geld dazu nehme?“

„Dir ist es nur um die Mühe zu tun,“ sagt er und schiebt heftig die Tasse von sich.

„Und Dir ums Nörgeln,“ repliziert sie, „nichts macht man Dir recht.“

Sie wischt und puht weiter, nur noch nödiger als zuvor und mit mehr Ärger als nötig wäre.

Er erhebt sich, nimmt Ueberrod, Hut und Stod.

„Seize tüchtig ein,“ sagt er, „ich werde arbeiten.“

„Du gehst fort?“ fragt sie, mit einem Blick auf das Frühstück.

„Gast Du verstanden?“ sagt er, ihre Frage ignorierend, „ich will nicht wieder freieren.“

Die Lüre fällt trachend zu. — Als er zurückkommt, findet er das Zimmer in Ordnung. Alles liegt an seinem Platze. Auf seinem Schreibtisch ist nichts angerührt. Darauf versetzt sich seine Frau.

Er legt ab, wechselt die Schuhe, zieht seine weiche Hausjacke an. Alles ist bereit, er braucht es nur zu ergreifen. Und das freut ihn. Auch daß er allein ist, freut ihn. Er ist beinahe zufrieden.

Er geht langsam im Zimmer auf und ab. Seine Gedanken sind bei seiner Arbeit. Dann und wann lehnt er sich an den Ofen, wärmt sich die Hände. Er verträgt keine Kälte. Seine Frau ist in der Küche beschäftigt.

Endlich begibt er sich an den Schreibtisch. Er legt das Papier zu recht, taucht die Feder ein, setzt an. — Da findet er mit einem Male, daß es doch nicht warm genug ist. Ihn fröstelt.

Er erhebt sich, knöpft seinen Rod zu und stellt sich an den Ofen.

Seine Frau steht vorsichtig den Kopf zur Tür herein. Wenn er arbeitet, respektiert sie ihn, denn von dem Ertrage seiner Arbeit befreiten sie ihr Leben. Sie fiodt ihn nicht gern.

„Ist es warm genug?“ fragt sie schweigend.

Sie hofft auf eine schwache Ane-

ennung, da sie mit den Kohlen wahrlich nicht gespart hat.

„Nein,“ sagt er verbittert, „es ist kalt.“

Sie kommt herein, sieht ihn ungläubig an und macht eine betauernde Geste.

„Aber...“ sagt sie. „Er schneidet ihr das Wort ab.“

„Es ist kalt,“ sagt er bestimmt, „ich kann hier nicht sitzen.“

„Aber... ich verifiziere Dich...“

„Du sparst eben an den Kohlen,“ sagt er gereizt.

„Durchaus nicht. Und überhaupt... ich finde, daß es hier sehr warm ist. Fast unerträglich warm.“

Er steckt seine Hände in die Hosentaschen und sieht seine Frau höh-nisch an.

„Und ich bin wohl blödsinnig, wie? Ich unterscheide wohl nicht mehr, was warm und was kalt ist?“

Sie weicht dem Streit aus. Sie schüttelt den Kopf.

„Du bist einfach krank,“ sagt sie und geht.

Er seufzt.

Dann zieht er seinen Ueberrod an und setzt sich wieder an den Schreibtisch.

Während des Mittagessens befreit sich seine Stimmung ganz erheblich. Da er nicht gefrühstückt hat, hat er jetzt Hunger. Auch versteht es seine Frau, vorzüglich zu kochen.

„Willst Du noch Suppe?“ fragte sie, erfreut darüber, daß es ihm schmeckt.

Er sagt „Dante“, nimmt aber trotzdem noch einen Teller.

„Was gibt es sonst noch?“ fragt er.

„Schmigel mit Spinal.“

„Und dann?“

„Dann gibt es nichts mehr,“ sagt sie.

„Weiß Gott,“ sagt er und lacht, „ich habe einen unmenslichen Hunger.“

„Doch,“ erklärt sie, „es gibt noch Kaffee.“

„Mit Kuchen?“ fragt er.

Sie nickt.

„Heute ist schönes, trodenes Wetter,“ fühlt er sich verpflichtet zu sagen, während er das Fleisch zerschneidet.

„Ja, und die Sonne scheint hübsch warm,“ verpflichtet sie ihm bei. Im stillen denkt sie bei sich: wie selten komme ich aus dem Hause...

„Aber kalt ist es — viehisch kalt,“ sagt er.

„Gott — Du hast ja Deinen Pelz,“ wendet sie ein.

Er sieht sie an.

„Wollen wir spazieren gehen?“ fragt er.

„Wenn Du willst —?“

„Abgemacht, wir gehen,“ entscheidet er.

Sie springt auf, sie ist voller Freude. Er verdirgt das hinter der Geschäftigkeit, mit der sie sich über das Geschick hermacht.

„Was soll ich aber anziehen, Du?“

Er unterbricht diesmal seinen Ärger über diese Frage. Er zuckt nur mit den Schultern.

„Gott, was Du willst.“

„Das braune Kostüm?“ fragt sie.

„Das braune Kostüm,“ sagt er gelassen.

Sie gießt ihm den Kaffee ein. Diesmal ist er frisch und aufget. — Die Luft draußen ist eilig. Doch da der Wind nicht geht und die Sonne mild scheint, empfindet man das nicht so sehr.

Er ist in seinen Pelz gehüllt, die Mütze hat er bis über die Ohren herabgezogen. Ihr genügen, da sie abgehärtet ist, Bon und Muff. Die Luft hat ihre Wangen gerötet. Das macht sie frisch und hübsch. Sie gehen nebeneinander, nicht allzu schnell, ohne viel zu reden. Die Häuser der Stadt liegen schon hinter ihnen. Das braune Aderland ist bereit, der Boden gefroren. Die jungen Kastranen zu beiden Seiten des Weges starren mit ihren nackten Nesten wie große Kuten gegen den Himmel.

„Steh das nicht grotesk aus,“ sagt er, „eine Aker von Kuten.“

„Wie?“ fragt sie, da sie nicht versteht, was er meint.

„Ich meine die Bäume.“

„Schön... ja, gewiß... es ist reizend.“

„Und erst der Himmel,“ fährt sie fort, „wie blau.“

„Wie gemalt,“ sagt er ironisch.

„Wie gemalt,“ bekräftigt sie lebhaft.

Da unterbricht er seinen Spott und sieht zur Seite. Aber sie merkt es noch und wird unruhig. Sie schweigen eine lange Weile.

Da wird es ihm plötzlich warm im

Herzen, und es ist ihm, als müßte er auch sie erwärmen können. Nur den richtigen Ton, scheint ihm, hat er bisher nicht getroffen. Und zu wenig Geduld hat er gehabt.

Und er spricht zu ihr von seiner Arbeit.

Er tut es zuerst etwas befangen und noch widerwillig. Als er aber ihre frohe Miene sieht, geht er aus sich heraus, wird lebhaft, gestikuliert.

Es ist eine Novelle großen Stils, die er vorhat. Den ganzen Plan breitet er vor ihr aus. Er hebt die einzelnen Personen hervor, nimmt sie gleichsam zwischen seine Finger, charakterisiert sie. Und er benützt alle Farben und Töne, die ihm zur Verfügung stehen, um die Stimmung, in die das Ganze getaucht sein soll, zu malen. Dann schweigt er, von sich selbst berauscht, ein wenig beschämt ob seines Feuers. Er sieht in die Wolken.

„Das wird gut,“ sagt sie zufrieden, etwas zu laut und zu gewöhnlich, „wirklich, ich finde es nett!“

Er verzieht die Lippen.

„Du findest es nett,“ sagt er gequält.

Sie hört ihn nicht.

„Wie weit bist Du schon mit dieser Arbeit?“

„Ich will nicht antworten, sagt aber dann:“

„Noch nicht weit.“

„Wird sie lang?“

„Nicht sehr.“

„Wohin wirst Du sie schicken?“

Er wendet sich ab. Seine Stimme klingt rau. „Was weiß ich. Es ist ja auch belanglos.“

Sie seufzt. „Wenn nur bald Geld käme,“ sagt sie, „in fünf Wochen haben wir die Miete.“

„Ich weiß,“ sagt er finstern.

„Diese Sorgen,“ fährt sie fort, „wie es andere Leute dagegen haben.“

Sie zählt ihre Bekannten auf, ihre Freundinnen und Verwandten. Allen geht es gut, alle sind sie in sicheren Positionen.

„Es ist eigentlich recht traurig,“ sagt sie, „daß wir so gar nichts haben.“

„So gar nichts —?“

„Doch wir keine Kinder haben. Wozu leben wir denn?“

„Ach so,“ sagt er voller Gleichmut.

„Gar nichts, gar nichts haben wir,“ klagt sie.

„Du täuschst Dich,“ erwidert er, „ich habe so manches.“

„Ja Du. Aber ich?“

Er lacht gezwungen.

„Freilich, freilich,“ sagt er.

„Habe ich vielleicht etwas?“ fragt sie mit Nachdruck.

„Nichts, gar nichts,“ gibt er zurück und nimmt sich vor, jetzt nicht mehr zu reden.

Sie sieht ihn an und fühlt, daß sie ihm weh getan hat. „Nun bist Du wieder böse,“ sagt sie.

Er erwidert nichts, sondern sieht nur verärgert zur Seite.

So gehen sie stumm nebeneinander.

Zum Nachtstuhl hat sie ihm etwas bereitet, was er besonders gern isst: ein Kampeot mit Meerrettich, in feinsten Butte gebraten.

Es ist eigentlich ein viel zu luxuriöses Nachtstuhl für sie beide, er weiß das. Und wie sie es ihm serviert, mit dieser zu offenkundigen Dienstbefähigkeit, in diesem maßlosen Bestreben, ihm recht zu tun, das macht ihn traurig.

Er denkt nach. Sie meint es gut, sie will ihn verzeihen, gewiß. Aber hat er denn ein Recht, ihr böse zu sein?

Er hat es. Er hat es nicht. Das ist die Frage.

Sie gießt ihm Bier ein. Es ist kalt und frisch und braust. Sie hält ihm ihr Glas entgegen. „Prost!“ sagt sie.

Jögernd höft er mit ihr an. „Prost,“ sagt er. Sie setzt sich an seine Seite und legt ihren Arm auf seine Schulter. Mit der Hand fährt sie ihm durch die Haare.

„Lach das,“ sagt er.

Das Strafmandat.

Von Karl Bauk.

Ich wollte mir nur meine Zigarre anzünden! — Eigentlich rauche ich nie auf der Straße, aber wie das so manchmal kommt — ich war eher aufgedröckelt, als ich gewollt, und das Stuckchen, das noch in der Spitze glimmte, schmeckte so gut, daß ich mich nicht entschließen konnte, es wegzuworfen. Aber so kommt es eben, wenn der Mensch seine Leidenschaft nicht mahigen kann... —

Ich war nicht allein, als ich das Lokal verließ, ich ging in Begleitung meines Freundes Henri, aber nur ein kurzes Stück, denn an der Ecke der Elisabeth und kurzen Straße war er zu Hause. Leider ging gleich nach seinem Scheiden an derselben Stelle meine Zigarre aus.

„Nun hätte ich wirklich vernünftig sein, und mich von dem taum ein Fingerhieb langen Stummel trennen können, aber wenn nun mal das Jotum waltet, dann ist der Mensch eben nur ein blinder Jahn an dem Kammerade des Schicksals, und so suchte ich denn in meiner Verblendung in allen Taschen nach Streichhölzern. Wie die meisten Raucher führe ich mein Feuerzeug bei mir und somit schwand die Lustigkeit, meinen Willen in die Tat umzusetzen, mehr und mehr. Die Hoffnung, jemanden zu begegnen, von dem ich mir Feuer erbitten könnte, lag in nebelgrauer Ungeklärtheit fern, da die Uhr auf vier zeigte und es wenige Menschen gibt, die um diese Zeit schon zu rauchen pflegen.“

Plötzlich stieg ein erleuchtender Gedanke in mir auf. Da waren ja zwei lange Reihen hellerscheinender Straßenlaternen! Warum sollte ich als ehrlicher Steuerzahler davor keinen Nutzen ziehen? Hinan, hinauf mit Sprung und Lauf! Schnell hatte ich den eisernen Schaft gefaßt und mit einer Befehdigkeit, die ein graues Gesichtchen vor Leid zum Eröten gebracht hätte, war ich oben. Nun galt es nur noch, die bewegliche Glasplatte, die die Laterne unten schließt, in die Höhe zu heben und die Zigarre in die Flamme zu halten. Leider gelang nur der erste Teil dieses kühnen Experimentes; die Zigarre in Brand zu bringen, vermochte ich nicht, dafür ging infolge meiner Ungeschicklichkeit die Laterne aus. Verdrückt starrte ich noch auf die leergebrannte Stätte; da fühlte ich mich an einem meiner Beine gefaßt und eine Stimme von unten sagte:

„Sie!“

„Wie?“ antwortete ich.

„Kommen Sie man runter!“ sagte die Stimme.

„Dann müssen Sie mich erst loslassen!“ antwortete ich.

„Ja wer mir hüten!“ lautete die rohe Antwort.

Nun versuchte ich der Stimme — sie gehörte, wie ich ganz richtig vermutete, dem finstern Sohn der Nacht, der hier den wachenden Wächter macht — auszuweichen, das war aber ein Vergebliches, da ich mich nicht zu bewegen vermochte, sondern nur starrte auf die Laterne aus. Verdrückt starrte ich noch auf die leergebrannte Stätte; da fühlte ich mich an einem meiner Beine gefaßt und eine Stimme von unten sagte:

„Sie!“

„Wie?“ antwortete ich.

„Kommen Sie man runter!“ sagte die Stimme.

„Dann müssen Sie mich erst loslassen!“ antwortete ich.

„Ja wer mir hüten!“ lautete die rohe Antwort.

Nun versuchte ich der Stimme — sie gehörte, wie ich ganz richtig vermutete, dem finstern Sohn der Nacht, der hier den wachenden Wächter macht — auszuweichen, das war aber ein Vergebliches, da ich mich nicht zu bewegen vermochte, sondern nur starrte auf die Laterne aus. Verdrückt starrte ich noch auf die leergebrannte Stätte; da fühlte ich mich an einem meiner Beine gefaßt und eine Stimme von unten sagte:

„Sie!“

„Wie?“ antwortete ich.

„Kommen Sie man runter!“ sagte die Stimme.

„Dann müssen Sie mich erst loslassen!“ antwortete ich.

„Ja wer mir hüten!“ lautete die rohe Antwort.

Nun versuchte ich der Stimme — sie gehörte, wie ich ganz richtig vermutete, dem finstern Sohn der Nacht, der hier den wachenden Wächter macht — auszuweichen, das war aber ein Vergebliches, da ich mich nicht zu bewegen vermochte, sondern nur starrte auf die Laterne aus. Verdrückt starrte ich noch auf die leergebrannte Stätte; da fühlte ich mich an einem meiner Beine gefaßt und eine Stimme von unten sagte:

„Sie!“

„Wie?“ antwortete ich.

„Kommen Sie man runter!“ sagte die Stimme.

„Dann müssen Sie mich erst loslassen!“ antwortete ich.

„Ja wer mir hüten!“ lautete die rohe Antwort.

Nun versuchte ich der Stimme — sie gehörte, wie ich ganz richtig vermutete, dem finstern Sohn der Nacht, der hier den wachenden Wächter macht — auszuweichen, das war aber ein Vergebliches, da ich mich nicht zu bewegen vermochte, sondern nur starrte auf die Laterne aus. Verdrückt starrte ich noch auf die leergebrannte Stätte; da fühlte ich mich an einem meiner Beine gefaßt und eine Stimme von unten sagte:

„Sie!“

„Wie?“ antwortete ich.

„Kommen Sie man runter!“ sagte die Stimme.

„Dann müssen Sie mich erst loslassen!“ antwortete ich.

„Ja wer mir hüten!“ lautete die rohe Antwort.

Nun versuchte ich der Stimme — sie gehörte, wie ich ganz richtig vermutete, dem finstern Sohn der Nacht, der hier den wachenden Wächter macht — auszuweichen, das war aber ein Vergebliches, da ich mich nicht zu bewegen vermochte, sondern nur starrte auf die Laterne aus. Verdrückt starrte ich noch auf die leergebrannte Stätte; da fühlte ich mich an einem meiner Beine gefaßt und eine Stimme von unten sagte:

„Sie!“

„Wie?“ antwortete ich.

„Kommen Sie man runter!“ sagte die Stimme.

„Dann müssen Sie mich erst loslassen!“ antwortete ich.

„Ja wer mir hüten!“ lautete die rohe Antwort.

„Kennen Sie Michael Kohlhaas?“

„Der ist nicht in unserm Revier,“ erklärte der klaffisch gebildete Wächter, „und überhaupt geht mir die Sache nicht an, der hat der Leutnant auszumachen! — und Sie kommen mit uff de Wache.“

„Nun wäre mir ja an und für sich die Sache sehr gleichgültig gewesen, denn eines polizeilichen Strafmandates wegen habe ich mir nie ein graues, noch nicht einmal ein braunes Haar wachsen lassen; aber ich wohnte damals bei einem Verwandten, und dieses Verwandte war mit sieben Kindern besetzt. Diese sieben Kinder waren sieben Mädchen im Alter von sieben bis sechzehn Jahren, und diese sieben Mädchen hätten mich sieben Wochen täglich von sieben Uhr morgens bis sieben Uhr abends siebenmal totgegergt, wenn ein polizeiliches Strafmandat gegen mich ergelassen wäre, und erfahren hätten sie es sicherlich, denn sie erfuhren alles. Aus diesem Grunde mußte ich die Gefahr von mir wälzen.“

Trotzdem wir den Achtundzwanzigsten hatten, verdrückte ich es mit einem Taler. Aber das Organ der öffentlichen Sicherheit wies das Sündengeld entriistet zurück. Ich legte noch zwei Mark zu — derselbe Erfolg. Es nützte nichts, ich mußte mit zur Wache.

Innerlich wütend folgte ich meinem Führer. Was tun? Im Geiste sah ich mich bereits, von den spitzen Bemerkungen meiner sieben Kaufinnen zerfleischt am Boden liegen. Da — ein Blick der Erlauchung durchsuchte die Nacht meiner Ratlosigkeit, und freudig schritt ich die Stufen, die zu der Polizeiwache führten, hinauf. Du nennst, sagte ich mir, einfach den Namen eines deiner Freunde — und zwar den von Henri, bei dem fällt ja ein Ding von Strafbefehl nicht so sehr auf, gibst ihm den Taler wieder und die Sache ist geordnet. — Hurra, gerettet! Ich wußte freilich, daß es verboten ist, einen falschen Namen anzugeben, aber, wer nichts wagt, gewinnt nichts.

„Wie heißen Sie?“ schnurrte mich ein bärtiger Wachmeister an, dem der Nachtwächter die ausgelöschte Laterne in den brennendsten Farben geschickert hatte.

„Henri Suppe!“ log ich frech.

„Wo wohnen Sie?“

„Elisabethstraße 11.“

„Bei wem?“

„Bei meinen Eltern!“

„Wann geboren?“

„Meine Eltern?“

„Nein, Sie!“

„Den 28. Februar 1860!“

Ich war auf alle Fragen wohl vorbereitet. Nun wurde telegraphiert, recherchiert, telephoniert und nach einer Viertelstunde hieß es, ich könne gehen.

„Nun ich die Strafe hier hinterlegen?“

„Nein!“

Aber